

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 20 (1938)
Heft: 37

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer Frauenvereine

Verlag: Gesellschaft „Schweizer Frauenblatt“, Winterthur
 Interzonen-Annahme: Dabulitz 11. B., Hauptstrasse 1, Winterthur, Telefon 21.844, sowie beim Filial-Verlag: Postfach-Rente VIII b 58
 Administration, Druck und Expedition: Buchverlag Winterthur vorm. O. Schenk 11. B., Telefon 22.252, Postfach-Rente VIII b 58

Abonnementpreise: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzelnummern kosten 20 Rappen. Gehaltlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken, Abonnement-Verkaufsstellen, an Postämtern, sowie VIII b 58 Winterthur.

Interzonenpreise: Die einpallige Nummer parallelweise oder auch deren Raum 30 R. für die Schweiz, 60 R. für das Ausland. Postanweisung: Schweizer Post, Ausland Fr. 1.50. Chiffregebühr 50 R. / Keine Verbindlichkeit für Platzveränderungen der Inserate / Inseratenpreis Montag Abend

Wir lesen heute:

50,000 unselbständig erwerbende Frauen zu viel in der Schweiz
Eine englische Großindustrielle II
Ein Blick in das Kriegsland

Wochenchronik

Inland.

Im Hinblick auf die unruhige internationale Lage hat das eidgenössische Militärdepartement, gestützt auf die Ermächtigung des Bundesrates, die Ladung der Wehrmänner zum Unterhaltungs- und Wartungsarbeiten an allen Wehrgegenständen angesetzt.

Da die Prüfung, ob ein Teil des Arbeitskräftegewinnes der Nationalbank für die Arbeitsbeschaffung verwendet werden kann, längere Zeit in Anspruch genommen wird, hat der Bundesrat eine Ueberweisung vorgeschlagen, wonach eine Summe von 70 Millionen Franken als Voranschlag auf das künftige Arbeitsbeschaffungsprogramm verwendet werden soll. Der Beschluss, durch den die teilweise Durchführung des Programmes bereits für 1939 möglich wird, ist von der nationalökonomischen Kommission für Landesverteilung und Arbeitsbeschaffung gutgeheissen worden.

Am Ranton Zürich wurde die Volksinitiative für Arbeitsbeschaffung und Arbeitsbeschaffung, die einen 15 Millionen-Franken Voranschlag aufweist, angenommen. Die Forderungen im Gesetzentwurf der Regierung zum größten Teil befriedigt worden sind.

An Schaffhausen fand am 17. Tagung der Auslandschweizer statt. Neben dem Fragen des Ausbaus der Auslandsorganisationen, der Erziehung und der Arbeitsbeschaffung der Auslandschweizer, waren von besonderem Interesse die Ausführungen des Chefs der eidgenössischen Eidgenossenschaft, Dr. Kappeler, über die Stellungnahme der Schweiz zur Flüchtlingsfrage und insbesondere zu der österreichischen Emigration. Die Auslandschweizer, die von verschiedenen Seiten als Gefährdung des schweizerischen Wohlfühlens angesehen wurden, seien jedoch unbedingt notwendig gewesen, da auch die anderen Staaten die Grenzen schlossen und der Auswanderung von deutscher Seite noch Verbot ausgesprochen worden sei. Die Schweiz müsse wegen der eigenen Arbeitslosigkeit und der Gefahr der Ueberfremdung für die Flüchtlinge nur Schutzhilfe leisten.

Ausland.

Von der Lösung des subidenen Konfliktes hängt die Entstehung über Krieg oder Frieden in Europa ab. Nachdem der vierte Plan, der die fast vollständige Autonomie bringen sollte, von der österreichischen Regierung bekannt gegeben worden ist, wurde eine Vertagung der Verhandlungen einmündig mit mehr als 1 Million Unterschriften, die die Regierung darauf aufmerksam machte, dass die Konventionen nun ein Ende hätten. Präsident Beneš bezeichnet den Plan in seiner Rede als „unpolitisch und unethisch“ und erklärte, dass die österreichische Regierung die Konventionen nicht annehmen werde, wenn sie die österreichischen Nationalitäten in den künftigen Verhandlungen nicht berücksichtigen werden.

Der Fortschritt der WEDW in Nürnberg fand seinen Abschluss mit zwei Reden, die ausfindig waren für die zu erwartende Salbung Deutschlands in der subidenen Frage. WEDW beabsichtigt, die Einführung der allgemeinen Arbeitsbeschaffung für die subidenen in Deutschland, über die Notwendigkeit der Erhöhung der Arbeitszeit. Er erinnerte an das Volkswirtschafts-Deutschland-Verband gegen den Bolschewismus und äußerte sich sehr kritisch über die Wirtschaftspolitik und England. WEDW beabsichtigt, die Einführung der allgemeinen Arbeitsbeschaffung in Deutschland, über die Notwendigkeit der Erhöhung der Arbeitszeit. Er erinnerte an das Volkswirtschafts-Deutschland-Verband gegen den Bolschewismus und äußerte sich sehr kritisch über die Wirtschaftspolitik und England.

Lukas

Von Marie Bretscher.

Ein Haus an der Stadtgrenze. Hoch oben, unter dem Dach, eine kleine Wohnung, bestehend aus zwei Zimmern, einem Korb und einer Küche. Dahin wurde Lukas von seiner Mutter gebracht, nachdem er drei Wochen bei seinen Großeltern war. Er haunte. Die alten Möbel waren hier, allein sie standen fremd, nicht recht zugehörig in der neuen Umgebung. Sie schienen sich der hellen, leichtmütigen anmutenden Tapeten zu schämen und diese wiederum schienen bedrückt auf die blassen, bleichen Wände. Auf einer der Wände hing ein Bild eines Knechtens, über dem die Decke lag in die Höhe stieg, stand die Strichmaschine. Daran verbrachte die Mutter in der kommenden Zeit alle von Hausarbeit beanspruchte Zeit, und wenn Lukas sich später zurückgewandt, sah er dies schwarze Bild wie einen Fimmel, über dem der Mutter stumm lauschte und blies und verging.

Na dieses Fenster durfte Lukas nie stehen, da seine Großmutter das Licht von der Arbeit genommen hätte, das andere, weite aber gehörte ihm. Freude und Schrecken, Angst und Angst mischten sich in ihm, als er zum ersten Mal hinaustrat um durch die Scheibe zu sehen. Die Häuser in der Umgebung waren niedriger, er sah über sie hinweg, sah über kleine Gärten und Gemüsegärten. Aber dann war es, als liege ein Meer von Kiefern mit wuchtigen Gebirgen, mit in der Absonderung funktionierenden Anlagen und Karten aus der Erde empor. Reglos und dennoch voller Bewegung standen sie, eine schwere, dunkle, sich niemals öffnende Mauer.

Da es aber auch hier eine Grenze für die Deutschen gebe, fordere er die Selbstbestimmung für die subidenen und verleihe ihnen ihre Hilfe, falls sie ihr Recht nicht erhalten würden.

Durch die Aufregungen der subidenen, veranlassten die subidenen Runden, wobei es zu Straßenkämpfen kam. Senken erklärte die Reichsbürger Forderungen als abgelehnt und verlangte das Recht zur Selbstbestimmung. Die subidenen Regierung erließ daraufhin ein Verbotsgesetz und ordnete in mehreren Städten das Streikrecht an. (Sofortige Abreise und Einrichtung bei schweren Verbrechen, wie Mord und öffentliche Gewalttätigkeit). Diese Maßnahmen veranlassten Senken zur Erklärung eines Ultimatum an die subidenen, das die subidenen des Streikrechts und die subidenen der Staatspolizei inner 6 Stunden forderte, wobei jede Verantwortung für die im Fall der Verweigerung stattfindenden Ereignisse abgelehnt wurde. Die subidenen Regierung hat das Ultimatum nicht beantwortet, aber auf die Möglichkeit weiterer Verhandlungen hingewiesen. Am Lauf der Ereignisse haben sich nun die Unruhen zu einem sehr geringen Entzündet, so dass Senken den Wunsch der subidenen nach Frieden an das Reich proklamierte, das das Zusammenleben mit den subidenen sich als unmöglich erwiesen haben mit den subidenen. In England und in Frankreich ist der bis jetzt

abgelehnte Gedanke eines Ultimatums zur Rettung des Friedens aufgetaucht. Die Nachteile einer solchen Lösung werden jedoch nicht übersehen: es können neue Unruhen entstehen, da es noch andersorts deutsche Unruhen gibt.

Nach Italien, das noch vor kurzem für die Lösung des Konfliktes innerhalb des künftigen Staates eintrat, schwenkt sich der Reich der subidenen ab und erklärte sich für die Abgrenzung der subidenen Gebiete und ermuntert heute sogar zu subidenen aller Nationalitäten in der subidenen.

Bei den Verhandlungen in Genf erklärte dagegen Litwinow dem französischen Außenminister Bonnet, dass Russland es als bedauerlich empfinde, dass die subidenen der subidenen zu so weitem Entgegenkommen bereit hätten.

Im Hinblick auf die bevorstehenden Wahlen hat Roosevelt wohl zur Vermittlung seiner Wähler, die Erklärung abgegeben, dass die Vereinigten Staaten in Europa ihre Einmischung einengen werden, die subidenen, Subjekt zu sein.

Die Lage hat sich in den subidenen Gebieten zu verschärfen, das eine solche Entscheidung in irgend einer Form aufgerichtet wird. Die Hoffnung auf friedliche Lösung ist immerhin noch vorhanden, da zuerst praktische Verhandlungen zwischen dem englischen Premierminister Chamberlain und Hitler in Verdachtsfragen stattfinden.

Zum Betttag 1938

E. A. an diesem Sonntag sind wir alle aufgerufen, gleich viel weiches Geistes, Standes, wir leben, welcher Partei und Konfession wir uns zugehörig fühlen, als Schweizer zu sein und wir aufgerufen, unser Land, unser Volk und in ihm auch uns selbst ganz besonders Gottes Wort anzunehmen. Eigenständiger Dank, Danks und Betttag ist der volle Name, der diesem Tag gegeben ist.

Wir halten es sehr wichtig, rings im Lande. Viele sind es, die vergessen, dass Betttag ist, sie haben noch nicht stillerhören gelernt im eligen Gang der Tage, und in einer Stunde der heiligen Kraft zu schöpfen aus Quellen, deren Namen wir nur in der Stille bemerken können. Anderen ist es längst Bedürfnis geworden und wesentlicher Bestandteil ihrer Lebensgestaltung, sich einzuordnen in die große unendliche Gemeinschaft derer, die ihren „Weg zu Gott“ suchen und, ob taufenden Schrittes und unruhig, ob als Weggewohnte, oder auch teilweise als Allzweck, diesen Weg immer wieder zu gehen werden. Wir können wohl nie ganz wegunabhängig werden, wir müssen wohl immer wieder „uns finden lassen“, wenn wir uns verlieren. Aber es kommt nicht darauf an, dass wir eine helle und schimmernde Straße zu wandern können, sondern auf unseren Willen, auch durch Nacht und Dunkel und nach uns und fernem immer wieder und in aller Evidenz das Weg zu Gott zu finden.

Dunkel genug ist es um uns und Dunkel genug bracht Unheil überall um uns. Seit den Jahren des Weltkrieges ist Kriegsgefahr nie mehr so unmittelbar nahe gewesen. So müssen wir die Zeichen deuten rings um uns: rasant schnell arbeitende Aufrüstung jenseits der Nordgrenze unseres Landes, Hochrüstung des Krieges jenseits der Südgrenzen, Aufrüstung ringsum und überall, so dass auch unser Land sich gezwungen sieht, darin kein Meckereis zu tun. Sicher will auch heute keines der Völker den Krieg und die Frauen, die heute, in den künftigen Staaten vor allem, aber in weniger dramatischer Weise auch anderswo, aufgerufen werden, den Land mehr

Kindern zu gebären, werden mit gleicher Härte, gleich überall ihre Neugeborenen an sich drücken und es empfinden: Leben, junges, warmes Leben, das ich schaffen durfte, wie will ich dich schützen und hegen!

Aber Mütter und Väter, Söhne und Töchter sind eingeträcht in die Scharen ihres Volkes, sind schicksalsverbunden mit dem Volke, in dessen Mitte sie leben, mit der Scholle, die ihnen Heimat ist. Und heute, da das Schicksal zweier großer Völker, ihr Machtkampf um politische und wirtschaftliche Vormachtstellung durch das Verhalten ihrer Väter bestimmt wird, da über gegen über, Diktator gegen Demokratie, heute ist kein Volk in Europa mehr, das nicht seinen Namen im Gedanken an ausbrechenden Kriegesminuten.

Wahrlich, wir haben Grund, am Fuß- und Betttag um Verzeihung vor Unheil zu bitten. Nichtausruhen, und im Gedanken an all das Furchtbare, das in China und Spanien geschieht, hinzugehen auf unser blühendes Land, das gerade jetzt in der Fülle des herrlichen Segens steht, auf unsere unerschöpflichen Säulen und unsere noch ungeführten Riesen, da haben wir nur zu danken, aus vollem Herzen Gott zu danken. Und alle Sorgen und Spannungen, ob wir sie sonst als noch so groß sehen, mögen sie nun im Blickpreis, der Bedrückung der Frau aus den Herzen, die Fülle auf Zeit und Zeit, was immer angehen, mögen sie durch Krankheit in der Familie oder an eigenen Leiden wegen Erziehungsfragen oder Gichtschmerzen oder durch was immer herbeigeführt sein, sie werden kleiner und tragbarer, wenn wir in großem Dankgefühl uns all unserer noch so unbefriedigenden vorhandenen Werte freuen. Und welche Werte geistiger Art sind uns Schweizerinnen gegeben, an die wir heute ganz besonders und dankbar denken wollen: Ordnung, ein Recht, das noch gilt für alle seine Bürger, Freiheit des Denkens und Redens, damit Offenheit des Denkens und des Redens, dass auch der ungekannte Nachbar es gut mit uns meine oder doch zumindest uns nicht übel will.

In einer Zeit der Wende, da das gefürchte trübe war, und das morgen dunkel vor uns liegt, sind wir da nicht ganz besonders aufgerufen, an jedem neuen Tag, in jedem neu anbrechenden Heute uns jedem Strahl des Lichtes zuwenden? Und Licht ist immer noch da, wenn wir bereit sind, es zu empfangen. Keine Dunkelheit ist so schwarz, dass leuchtende Augen, schmelzende Herzen nicht den Funken Lichtes fänden, der und wenn es nur im eigenen Inneren wäre — Dunkelheit hätte. Stilles Gebet am Betttag, sei es allein im Kämmerlein oder an irgend einem schönen Erdenfleck, sei es in der Gemeinschaft eines Gotteshauses, kann uns bereit machen, das wir den Funken Lichtes annehmen. Und das ist es, was in düsteren Zeiten der Verbunkelung — unsere Pflichthaft demnach wieder zu leuchtender Verbunkelung ist ja gerade Symbol einer größeren Dunkelheit als die Stille des verirrten Menschen — am meisten Not tut: dennoch Lichtträger sein oder doch sein wollen, suchen nach dem Licht, das uns in Leid und Dunkel leuchten soll, teilen und weiter geben, was wir an Licht und Zuversicht erleben. „In hellen Zeiten“ können wir Lichtes überall erleben, Freude in der Familie, in der Arbeit, an Freunden, in der Natur, aber in den Tagen der Bedrückung, da die Angst vor dem unangenehmen Morgen uns jagt, macht, da wir in wachsender Verzweiflung ob all der Not und Qual rings um uns keinen Ausweg mehr sehen, da lernen wir einsehen, dass eigene Kraft nicht reicht, Unheil zu bannen, Licht in Dunkelheit zu tragen. Und so mag es wohl kommen, dass wir uns heute am Betttag mehr als je in inniger und einbeutiger mit der Bitte um Licht, um Kraft für gut und böse Tage zu Gott hinwenden, der schlicht die Geschichte der Großen und der Kleinen, der Völker und ihrer Herrscher allein in Händen hält.

Aus der Drford-Bewegung

Teilnehmerinnen an der Weltkonferenz der Drford-Gruppe für geistige und moralische Aufrüstung! Lassen uns den folgenden Bericht:

„Inferanten die Antwort auf Versailles.“

Unter diesem Leitwort hatten sich 2000 Menschen aus allen Erdteilen in Interlaken zusammengefunden, um auf die größten Probleme der Welt durch persönliche Erfahrungen von

Möge Gott uns die Fähigkeit verleihen, unser häusliches Leben in Einfachheit und guter Sitte unserem öffentlichen Leben anzuschließen und dieses selbst einer gesunden und glücklichen Entwicklung offen zu halten!

Möchte er uns hierfür ein unbefangenes und reiches Herz und die Kraft geben, mit der Würde und Ruhe eines Volkes, das der Freiheit gewohnt ist, zu raten, zu tun, was Kirche, Schule und unser gesamtes bürgerliches Leben im steten Fortschreiten erfordern! Möchte er uns hierzu feste Gewissenhaftigkeit, Wahrhaftigkeit und Furchtlosigkeit schenken und uns vor dem Eifer böser Leidenschaft bewahren, der niemals gute Früchte bringt!

Gottfried Keller, aus dem Bettagsmandat vom Jahre 1867.

So empfand es Lukas, und wie er erlebte die Augen senkte, doch eine breite Straße wie ein Engen durch sein Leben. Er schwebte, er musste sich am Geistes festhalten. Erst jetzt wurde ihm ein kleines Rätsel bewusst, das keine Drogen lange gelöst hatten. Von dort unten kam es, von den kleinen, lurchenden Wagen, die wie Fieber schnell und leicht über die Straße getrieben wurden. Er öffnete das Fenster, um zu sehen, was sie taten. Ein Dachwagen verlor ihm den Boden der Straße. Erst, wo dieser an der Ecke des Hauses lag abdrückte, kam sie wieder hervor, hüpfte sich breit und gerade ins Land hinein, hüpfte und fiedel gebietend auseinander, das Licht, das sie trug, die Sonne hatte den fischernen Raum verlassen. Der Himmel wollte sich füll, in unbegreiflicher Reinheit über der Erde. Lukas hatte einen Stuhl aus Fenster gestellt, kniete darauf und wurde des Schauens nicht müde. Die Mutter rief ihm zum Glück, das sie hatte und Blumen, seine Lieblingsblume gelöst.

„Gefällt es dir hier?“, fragte sie, mit einem Lächeln, das er schon lange nicht mehr an ihr gesehen hatte.

Er belachte, voller Ueberzeugung. Einen Augenblick gelebte Vergnügen, denn seine Augen sahen, was er lebendig werden konnte. Nach dem Essen bezog er noch einmal seinen Aufwischsturm, wie er den Stuhl nannte. Das Meer der Wiesen hatte sich in ein Meer verwandelt, dunkel, mit tausend und aber tausend Lichtern. Spähe Frauen schlugen empor, und manchmal schlugen sie, schlugen hin und her, wie irgendwo ein Schrei in der Nacht. Lukas merkte gar nicht, dass seine Augen sich geschlossen hatten, denn er sah immerfort mächtige

Wagen, auf denen die Lichter auf und ab glitten wie kleine Schiffe. Anselm sah er selber in einem kleinen Wagen, hielt sich fest, schaute sich um und sah dann auf dem Dach eines der lurchenden Wagen in die Ferne.

Lukas lag die vielen Treppen hinab, um in die Schule zu gehen. Das erste Mal hatte seine Mutter ihn hingetragen und abgeholt. Ein Stuhl weit hatte er auf der breiten Straße zu gehen, dann in eine Gasse einbiegen, an deren Ende sich ein weiterer Platz öffnete.

„Das ist ein Schloß“, hatte Lukas an jenem ersten Tag, auf das hinter zwei Reihen Bäumen stehende Gebäude gezeigt, gesagt.

Die Mutter, welche häufig das Haus geniesst. Sie war die, die eine Tür getreten und hatten sich in mächtigen Gängen vertrieht. Lukas hatte nicht begreifen können, wie die Kinder es wagten, an den Wänden, wie er noch heute gehen, so laut herumzuwachen. Remond hatte sie endlich in ein kleines, grünes Häuschen gebracht. Allen, bevor sie sich hatten ausbreiten können, mussten sie wieder gehen. Die Mutter verabschiedete sich, und Lukas wurde in ein Zimmer gebracht, in dem der Lärm bis an die Decke aufspritzte und unheimlich rasch verhallte.

Am dem Heimweg schloß sich ihnen ein Mädchen an, das in der Barriere des Hauses wohnte. Es hieß Agnes, hatte ein blaues, ungeschnittenes Gesicht, das durch nichts auszu, als durch seine lebendige Freundlichkeit. Die Haare, von einem fahlen blond, fielen ganz gerade wie ein fülliges Wasser zum Hals hinab, und sie trug eine einfache, weiße Schürze. Sie war die Mutter, die Lukas nicht begreifen konnte, wie sie so klein und so hübsch war. Sie sah fröhlich aus und schaute manchmal, wie die anderen gemacht und fröhlich im Inneren des Hauses verhielten sich.

Freundlichkeit geschloßen. Lukas war entzückt. Während er mit seiner Mutter die Treppen hinaufstieg, wartete Agnes unten, und er blickte immer wieder über das Geländer, um sie noch einmal zu sehen. Als Lukas nun an diesem Morgen die Treppe hinabging, öffnete sich im ersten Stock die Tür, ein reichendes Mädchen erschien und schloß sich ihm an.

„Wie heißt du?“, fragte es kurz. „Lukas, und Du?“, fragte es. „Sabina.“

Sie murkelt ihr eingehend, hob dann den Arm und blickte auf ein winziges Mädchen.

„Wie müdest du?“, fragte sie. „Lukas müde, ich bin müde.“

„Bist du wieder da?“, fragte Agnes freundlich, als sie unten ankam.

„Wie du siehst“, antwortete Sabina kühl. Sie war die größte von den dreien. Agnes, die kleinste, hatte die meiste Mühe zu folgen, da Sabina mit ihren langen Beinen so schnell auslief, dass auch Lukas sich wehren musste, um mitlaufen zu können. Vor dem Schluß des Sabina einen Wehlauf zum oberen Gang vor. Agnes konnte nicht mehr mitmachen. Sie sah fröhlich aus und schaute manchmal, wie die anderen gemacht und fröhlich im Inneren des Hauses verhielten sich.

Bei Agnes war es Lukas wohl. Sie war wie eine weiße Blume, die Licht aufnimmt und abgibt, ohne es zu wissen. Sie half Lukas über die ersten Schulschwierigkeiten hinweg, und wenn dieser sich von Sabina einengen, zu unheimlichen Verleumdungen und anderen Dingen überreden ließ, war sie geduldig, bis er wieder kam. Manchmal fing sie die vielen Treppen zu ihm empor. Ungeduldig auf jeder sechsten Stufe ruhte sie aus, denn ihr

erzeugt und die mütterlichen Gefühle, die für-
jeden, die jeder wahren Frau und Mutter eigen
sind, schaffen eine Grundlage für die hohe Kunst
des Regierens. Wenn die holländische Bevölke-
rung ohne Unterbrechung ihrer Königin dankbare
Gefühle für den Frieden und ein gesundes Le-
ben der Nation einbringen, so fragt man
sich, ob es nicht vielleicht besser und friedlicher
um die Welt stünde, wenn noch mehr so kluge
Frauen die Geschäfte der Völker leiten würden.“

„Eine englische Großindustrielle“

II.

* Bergl. Nr. 36. Die obigen Ausführungen sind (in
freier Uebersetzung aus dem Englischen von M. V.) dem
angesehenen Buche „This was my world“ von Viscountess
Rhonda entnommen. (Verlag Mac Millan & Co.,
Lim., London.)

Als ihr Vater die junge, bisher aller Berufs-
arbeit vollkommen fern gehaltene und auch nicht
für die vorbereitete Tochter gefragt hatte, ob sie
seine Sekretärin werden wolle, schiedet Rhonda
sich und Rhonda ihre Ueberlegungen und
dann ihren Arbeitsbeginn folgendermaßen:

„... Ich meinstenfalls war nicht sicher, ob
dies das Rechte sei, als er selbst. Ich war
erst kurz verheiratet und Hausfrauen war mir
noch eine wichtige Angelegenheit — wie sollte
ich Geschäft und Haushalt verbinden? Mein
Haushalt beschäftigte drei Hausangestellte. Je-
den Morgen besprach ich mich mit der Köchin
und gab ihr von den Vorräten — wie konnte ich
um 9 Uhr zur Arbeit fahren, ohne diesen Brauch
zu verletzen? Dann war da die Frage des Frä-
seinstimmendes. Ich gab bisher alle meine freien
Zeit dieser Bewegung. Würde ich gar nichts
mehr dafür tun können? Evid (Name einer
Freundin, Red.) meinte, ich werde mehr für
Einkommen und Frauenbewegung leisten, durch
erfolgreiche Geschäftstätigkeit, denn sonst in Jah-
ren. Und ich wußte, sie hatte recht. Und abends
und Samstagmorgen konnte trotzdem noch eine
Menge geleistet werden. So waren die Zweifel
nach einer Seite behoben, es blieb der Haushalt.
Andererseits waren 1000 Pfund im Jahr viel
Geld und würde unser Einkommen mehr als
verdoppeln. Das war verlockend. Auch aus ver-
schiedenen anderen Gründen gefiel mir die Idee.
Schließlich entschied sich mein Vater eher als ich
und bot mir die Stellung an. Während einiger
Tage schwankte ich noch. Ich besprach mich mit
meinem Mann, der nichts dagegen einzuwenden
hatte. Von Neuem betrachtete ich die Haushalts-
frage. Meine Köchin war absolut zuverlässig.
Wäre es nicht möglich, Vorräte anzulegen und
die Mahlzeiten ein- einmal die Woche, statt
siebenmal zu besprechen? Ich ging zu meinem
Vater und erklärte mich einverstanden, wenn ich
an fünf Wochentagen arbeiten und den Sonn-
abendmorgen für meinen Haushalt frei haben
könnte. Der Vertrag wurde auf dieser Basis ab-
geschlossen.“

In diesen Tagen waren Frauen in den Gardi-
roben beinahe unbekannt. Ich weiß nicht, ob
mein Erscheinen in den Garderoben zu Ver-
wirrung führte, wie vermutlich mein Vater ver-
mutete. Aber es ist, so bemerke ich, jedenfalls nichts
daraus. Wahrscheinlich sollte ich nichts davon
hören. Jedenfalls kam ein alter Herr zu mei-
nem Vater, um ihn zu warnen. Wie er ihn er-
zählte, hätte er selber daran gedacht, seine Toch-
ter ins Geschäft zu nehmen, hätte aber einge-
sehen, daß dies unmöglich sei. Es schied sich
einfach nicht, ... eine Frau, allein in dieser
Welt der Männer. Außerdem wäre sie jedem
Mann ausgeliefert, der mit ihr allein gelassen
sich ihre isolierte Stellung zunutze machen wollte.
Mein Vater lächelte. „Der Mann, der das ver-
suchen wollte, würde mir leid tun.“

Von Anfang an bestand mein Vater auf mei-
ner Anwesenheit bei allen Unternehmungen und
Erfahrungen. Dies war außerordentlich lehrreich.
Ich erinnere mich, daß ich merkwürdig über-
zeugt war, als ich zum erstenmal das Parli-
ment betrat, zu merken, daß sein Name mit
Ehrfurcht ausgesprochen wurde, nicht nur von
den Angestellten, sondern von allen, die mit ihm
in Verbindung kamen, während er doch zu Hause
vollkommen unzeremoniell behandelt wurde. Noch
etwas, das mich interessierte, war die unerhörte
Konzentrationsfähigkeit, nicht nur
meines Vaters, sondern auch der tüchtigsten seiner
Mitarbeiter. War eine wichtige Verhand-
lung in Gang, so erfüllte die hochgradige Kon-
zentriertheit dieser Geister das Zimmer mit einer
merkwürdig lebendigen Kraft. Ich habe selbster-

lebenshaft aufgehört, dies zu beachten, aber es ist
begreiflich, daß eine junge Frau, die davon
beeindrückt wurde, die Kritik aus der Zeit des
Seins und der Salons kam, wo man manchmal wäh-
rend Stunden fünf bis sechs Personen zugleich
endlos und ziemlich belanglose Gespräche über
belanglose Dinge, die niemandem weiter brach-
ten, führten und wo wirkliche Konzentration, da sie
nicht benötigt wurde, eine beinahe unbekannte
Angelegenheit war.

Im Bureau verlief alles nach einer bestimmten
Routine, die sich nur selten änderte. Nach An-
kunft meines Vaters erledigte er seine Briefe,
gewöhnlich diktierte er sie selbst. Er hatte eine
sehr sehr irritierte für seine Sekretärin) alle
unabhängigen, methodischen Briefe, von unabhän-
gigen, sehr ausführlich zu beantworten, wenn
sie ihn interessierten. War das erledigt, so sprach
er mit den Leuten, die gekommen waren, um
zu sehen: Verwalter von Kohlenbergwerken, Ge-
werksamter, Gesellschaftssekretäre, Verkaufs-
agenten, Männer, die Geschäfte mit ihm abschlie-
ßen wollten, Vorkäufer, Anwälte, Kohlenex-
porture, Gewerkschaftsführer, politische Freun-
de, Zeitungsleute, alte Kohlenarbeiter aus dem
Bergen und Geschäftsfreunde.

Er besaß eine Theorie, die ohne Zweifel für
die Länge mancher seiner Unterredungen verant-
wortlich war. Sprache man mit jemandem, so
sollte man ihn sich ausdrücken, und nicht mit
dem Gefühl wegehen lassen, nur die Hälfte von
dem vorgebracht zu haben, was er zu sagen be-
absichtigte. Er behauptete, eine Unterre-
dung gewinne dadurch das Doppelte an Wert,
und unternehme man etwas, so sollte man es
auch gleich richtig tun. Man wunderte sich oft,
woher er die Geduld dazu nahm.

Er hielt sich an gewisse Regeln. Nie ließ
er jemanden unnötig warten. Das wäre eine
Art von Wut gewesen, die ihm mißfiel. Nie
ließ er auf Formalitäten, z. B., ob es an ihm
ist, jemanden zu besuchen, oder an jenem, ihn
aufzusuchen. Ergaben sich irgendwelche Zweifel,
so ging er zum andern. Dies geschah aus Prinzip,
und nach meinem Eintreten in das Geschäft
war es einer seiner ersten Maßregeln an mich,
das gleiche zu tun.

Ein paar Tage später wurde ich mit dem
Ausprobieren neuer Taktiken ausgesetzt, was ihm
sehr interessierte. Er griff er sie auf. Paten-
tierungsvorgängen, verbesserte Kohlen-
waggonen, neue Methoden zum Füllen von
Pneus, patentierte Verfahren zum Herstellen von
Farben oder Dachziegeln, neue Methoden zur
Verwendung von Eisen, Verbesserungen für
Klebstoffe, ... dies fand einige da-
von.

Bald begann mein Vater mich mit dem
Schreiben, oder noch öfter, mit dem Ver-
schaffen nach bestimmten Angaben, von vertrau-
lichen Briefen, oder mit dem Durchlesen von
Schriftstücken privater Natur vertraut zu machen.
Einmal bat er mich den Inhalt seiner Notizen
zu fortsetzen, die wie Statistiken voll-
gepackt waren. Während Monaten beschäftigten
sich die Dinge in ihnen auf. Was möglich war,
enthielten von wichtigen Dokumenten und
sorgfältig vertraulichen Briefen bis zu Rezepten für
Milch.

Einigen zum Unterzeichnen fertigen Geschäfts-
briefe für ihn zu verfaßten war eine Lust. Es
änderte er jedes zweite Wort, bevor er die Ge-
lächnis zur Verbesserung erstellte. Diese Qual
wurde von vielen geteilt, denn mein Vater
respektierte niemanden und forcierte jeden
Brief mit demselben Nachdruck, selbst wenn er
von einem erprobten Korrespondenten verfaßt
war. ... Einige Prägen, die um jeden Preis
verändert werden mußten, waren bekannt. Kein
Brief, der die Worte „betreffend“ oder „im Be-
zug auf“ enthielt, durfte in das Bureau ver-
lassen, noch durfte man, auch beim Sprechen, das
Wort „gegenüber“ im verkehrten Sinn ge-
brauchen. Aber trotzdem gab es noch immer Hunderte
von Fällen. Ich überredete ihn, mich die Briefe,
die ich für ihn schrieb, auch unterzeichnen zu
lassen, ging aber einer Erklärung meiner Beweg-
gründe aus dem Wege.

Nach einiger Zeit wurden mir einige seiner
Geschäfte zur Beaufsichtigung übergeben.
Ich war für sie verantwortlich und mußte ihm
darüber Bericht erstatten, wann und so weit
ich es für notwendig hielt. So übernahm ich z. B.
die Verantwortung für alle seine Zeitungen.
Als Politiker hatte er ein zu großes Interesse
an der öffentlichen Meinung, um nicht der Preise
eine außerordentlich starke Wichtigkeit beizumessen.
Mit Hilfe einiger Vorkäufer besuchte er die
öffentliche Meinung in Süd-Wales zu be-
schaffen. Von Zeit zu Zeit, wenn sich eine Ge-

legenheit ergab, kaufte er eine dieser Zeitungen
auf, so daß es ihrer, zur Zeit, als ich die Hand-
lung übernahm, fünf oder sechs, meistens flie-
len in verschiedenen Teilen von Wales heraus.

Als er nach Amerika reiste, wurde ich seine
Vollmacht mit Aufsicht über die ganze Ver-
waltung. Beim erstenmal abwesenden verschiedene
seiner Geschäftsfreunde an der Wichtigkeit dieser
Handlung. Ich kann mich nicht erinnern, große
Besprechungen gehabt zu haben, und war es bei
ihm der Fall, so ließ er sich jedenfalls nichts an-
merken. Vollständige Vollmachten bedeuteten bei
ihm dies auch im wirklichen Sinne. War er einmal
unterwegs, so hörte man, außer hin und wieder
einem Brief, wenig von ihm. Selbstverständlich
schrieb ich ihm regelmäßig, aber seine Antworten
waren selten und enthielten wenig Definitives.
Zente ich suchte, so erschien es mir merkwür-
dig, daß ich so leichten Herzens so schwere Ver-
antwortungen übernahm. Ich glaube, ich taute
meinen Vater so gut, daß ich ziemlich genau
auswies, was er wünschte, und ich wußte auch,
daß er mich nie im Stich lassen und mich nie
sehr tadeln würde, unterliefe mir einmal ein
Fehler. Seine Billigung und seine Meinung über
mich waren mir aber ungeheuer wichtig. Log-
den kann ich mich, während der Zeit meiner
Generalverwaltung, an keine unruhige Minute
oder schlaflose Nacht erinnern. Im Gegenteil.
Als er einmal in Amerika war, und ich zu Hause
die Verantwortung für die Anwesenheit und den
Wohlbefindlichen Grundrhythmus trug, bei dem
es sich um über 100.000 Pfund handelte, tele-
graphierte ich ihm: „Benötigte vollkommene Hand-
lungsfreiheit“ und — charakteristisch für ihn —
ich erhielt sie sofort.

Es sieht hier noch die beiden letzten Tage
des so warm und lebensnah geschriebenen Buches
niedergerichtet, mit denen die Autorin ihre
Selbstbiographie abschließt: „Nichts in der Welt
ist zu vergleichen mit der Freude, die man fühlt,
wenn man etwas als absolut nötig und wert
zu leisten herausgefunden hat und es dann auch
tut. — Das Leben war sehr gut zu mir.“

Ein Blick in das Kriegsland*

M. O. Gängen und Gängen um den Frieden
in Mittel-Europa ist so stark geworden, daß
Spanien darob beinahe in Vergessenheit ge-
rät. Die Scharen von Emigranten, die auf die
Hilfe von uns Schweizern angewiesen sind, wer-
den so erschreckend groß, daß es einem sich
beinahe unheimlich vorstellen könnte, noch
für andere, fernere Opfer eines grausamen Ge-
schicksals sammeln zu wollen. Und doch tun wir
es, laut und beständig.

Als ich in diesen Tagen in Barcelona
einen schmerzhaften Augenblick erlebte, da wol-
te ich es nicht begründen, daß wir in der Schweiz
kaum drei Zeilen in unseren Tageszeitungen dar-
über erfahren, ja vielleicht nicht einmal das.
Täglich werden kleine Städte und Dörfer des
republikanischen Spaniens bombardiert, ohne daß
die Weltpresse davon Notiz nähme. Es ist ja
keine Sensation mehr!

Es ist 4 Uhr morgens. Durch das Gevim-
mer der Stienen geweht, bin ich aufgewacht
und stehe nun am Fenster. Schon schlagen die
Bomben auf. Die nervösen Finger der Mies-
schneiderei tauchen den Himmel ab. Sie jagen
das feindliche Flugzeuggeheule und scheinen
es nicht zu finden. Aber Beschützer fliegen
auf und geben an, die Abwehrkräfte die Bom-
ben zu vernichten. Es klopfen die Bomben eine nach
der anderen, in wohlangelegter Reihe und
dampf tinnen die Abwehrkanonen das dazwischen.
Schwarze Rauchfahnen steigen gegen den Himmel.
Die 2 Millionen unterliegt im tiefen Dunkel das
(Verdunklung heißt in Spanien: Abkneipen des
elektrischen Stromes) und wir bekommen nicht
einen Laut. Wir wissen, da unten in der Stadt
drängen sich die Menschen in den Unterständen
und Ubergangsbahnen zusammen. Es schläft nie-
mand. Alle halten den Atem an. Eine moderne

* Wir erhalten immer wieder die Aufnahme der
verstorbenen Arbeiterin, die in der Schweiz ver-
suchte, dem so schwer heimgekommenen spanischen Volke
beizustehen. Dieser Artikel, geschrieben von der Se-
kretärin der Schweiz. Arbeitsgemeinschaft
für Spanientinder soll auf die hingewor-
fene Hilfe aller unserer Organisationsarbeit
aufmerksam machen und werden für weitere Schritte, da
wir nicht jeder einzelnen Organisation das Wort
geben können. Viel, sehr viel benötigen wir heute
im eigenen Lande, aber — noch sind wir selbst von
Kriegsleiden verdrängt... Helfe, wer helfen kann! —
Red.

Weltstadt zittert wie im Fieber und dahinter
liegt der ungeheure Körper des schlafenden Euro-
pa. Dahinter schlafen die Menschen und wollen
es nicht wahrhaben, daß Europa an einer Erde
brennt. Sie sind die Zugflüge ausgefallen
und es beginnt der Kampf in der Luft. Nach mehr
als 2 Jahren erdröhen die Granaten noch ein-
mal: Der Alarm ist vorüber. Nun ist die Stadt
aus der Verbannung erwacht. Sanitätszüge rufen
durch die Straßen. Ich höre wie unweit von
uns ein Haus zusammenstürzt, als hätte es sich
noch halten wollen bis zum Ende des Kriegs-
zustandes.

Am Morgen erscheinen unsere spanischen Mit-
arbeiter zur gewöhnlichen Zeit im Bureau. Nie-
mand spricht von der durchwachten Nacht. Nie-
mand weiß, wie viele Opfer sie gekostet hat. Erst
später finde ich heraus, daß eine Bombe in eine
Schlange von Leuten gefallen ist, die sich zum
engen Eingange des Unterstandes drängten. Da
ward wohl keiner mit dem Leben davongekommen
sein.

In den Säulen der inneren am meisten ge-
fährdeten Stadt sollen nicht mehr viele die Nacht
überdauern. Wo sind sie? Warum man es unter-
nimmt, um 11 Uhr nachts durch jene armenigen
Quartiere zu wandeln, so muß man aufpassen,
daß man nicht auf die Schlafenden stößt. Da lie-
gen die Familien auf ihren Matratzen, so auf den
Trittoirs rings um die Eingänge der Unterstän-
de. Und alle Gänge der Untergrundbahn sind
in enge stilles Schlafstille verwandelt. Am Mor-
gen rollt man die Matratzen zusammen, und
schleibt sie verschwindet an die Wand. Frühlich
schon schlafen Kinder und alte Leute, vertrauens-
voll aneinandergelehnt. Die älteren und jün-
geren Bewohner der Untergrundbahn kommen meist
erst gegen Mitternacht.

Was dies Volk ertragen kann!

Wir Schweizer dürfen längst schon zusammen-
gebrochen. Aber das spanische Volk kannte den
Hunger schon vor Ausbruch des Kriegs. Und
es hat einen großen Bundesgenossen: die glän-
zende spanische Sonne. Sie ersetzt wohl etwas
von der mangelnden Nahrung.

Vor Ausbruch des Kriegs hatte Barcelona
kaum eine Million Einwohner. Heute sind es
weit über 2 Millionen. Eine Million
Zuhilfenahme müssen mitgenährt und
mitgelagert sein.

Ein ungeheures Problem für Friedenszeiten,
eine unübersehbare Aufgabe im Kriege, bedeckt man,
daß die reichen Oibengenden Kataloniens in
den Händen Francos sind, daß aus dem fruch-
baren Norden des Landes und aus der „huerta“
(Garten) von Valencia keine Kräfte mehr hin-
über kommen, und daß die Stadt vom Meer
her blockiert ist.

Es läßt sich nicht sagen, wie viel die Bevöl-
kerung von Barcelona noch zu essen hat; die
Verteilung ist so ungleich. Wenn auch seit Wo-
chen nur noch die Rationierung (1000 Gramm
um Kopf in der Woche) ausgegeben werden konn-
te, so heißt das nicht, daß die Rente sich bloß
aus Brot ernähren. Die Geschäftsführer haben
die Möglichkeit, hier und da Lebensmittel zu
erwerben, unregelmäßig allerdings und für die
Menge der Geschäftsführer in knappen Quan-
titäten. Auch lassen sich im Schleichhandel manch-
mal noch Kartoffeln aufreiben. Aber etwas zu
vertauschen hat, ist noch am besten daran. „Ge-
woren sind Gold, Tabak sind aber Diamanten“,
sagte mir einmal ein Spanier. Jeder Tabak ist
schlechtweg alles zu haben. Zu den „Goldstein-
en“ gehört auch die Seife. Einem unserer Mit-
arbeiter wurde einmal ein Zahn für ein Stück
Seife abgegeben!

Ich werde den Blick der Frauen nicht bergehen,
die in einem der grauigsten Zuhilfenahme
Barcelona von der Schweizerhilfe Seife aus-
gereicht erhalten. Das Lager ist in einer schö-



Ein Spanierin ist seine Schweizerin

er mit der Faust einen Tisch mitten entzwei schla-
gen konnte!“

„Im war wirklich, als hätte es das einmal ge-
sehen. Sabina riefte nun ebenfalls vom Auerchen.
„Gut dich deine Mutter ganz“ fragte sie.
„Lustig war verläßt, er hatte nie darüber nach-
gedacht.“

„Mama mag mich nicht“, erklärte Sabina. „Als
sie einmal wütend war, sagte sie, ich sei faul, daß
sie nicht mit Gott sein könne. Sie nennt Papa
Loli, blab, nicht?“ (Fortsetzung folgt.)

Von den Luzerner Musikalischen Festwochen

Der Sommer 1938 hat dem schweizerischen
Kulturleben eine Bereicherung gebracht, die als
Auskunft gelten soll zu künftigen Wohltaten: Die
Luzerner Musikfestwochen. Sie werden kein ein-
maliges, sondern ein sich wiederholendes Ereignis
sein durch großartige Entfaltung ihres neu-
schaffenden.

Was eine besonders schöne Bandhaft als Fest-
stätte dient, erfahren erlesene Kunstinhaber eine
besonders mannigfaltige Wirkung. Die Reize des
Schaubühnenfestes mit seinem Riesentanz von
Bergen, Waldern und Matten erfreuten die Sinne
der Festbesucher und machten sie besonders
empfänglich für die erhabene der Künste, die
Musik. Deren Großmeister hatte man zusam-
mengesetzt, um sie durch Erinnerungsdokumente
zu vereinen in der „Internationalen Musikaus-

stellung von Luzern“; und eine Auslese herrlicher
Werke wurden von einer erlauchten Künstler-
gemeinde dargeboten. — In den schwebenden
Friedensräumen des Rathauses war die Schau
von Schriften und Erinnerungsgegenständen der
bedeutendsten Vertreter von hohem Interesse und
Wert, indem sie die Musikgeschichte lebendig dar-
stellte. Voreerst festelten den Besucher kunst-
volle Handchriften mit Gradualen in der Reu-
menstrich des 11., 12. und 13. Jahrhunderts,
Lehrgaben der Mitternachts und Zettlingen.
Reichen Mitternachts erblickte man Jettins Lau-
tenbuch, Orgelbularienhandschriften, Danks jeß
geprochenen Druck seiner Klavier-Legung 1. Teil.
— „Bewunderung erweckte Rameaus „Gelebten“
Notenchrift, Mozarts lebensfrohe Weisen sprach
aus seiner letzten, zierlichen Schreibart. Nicht
leicht zu cauzieren ist Dabins Einwirkung zur
„Schöpfung“. Der Kämpfer, Dulder, Sieger Be-
ethoven tritt uns entgegen, in erschütternd nahe
in der Verschönerung seiner Briefe, Skizzen,
Manuskripte, bald flüchtig hingeworfen, bald
sorgfältig gezeichnet und notiert. — Aus dem
aufgeschlagenen Manuskript zu Verdis Requiem
fiel in klarem Noten aufbau das gewaltige Dies
Irae lebendig: Brahms, Wagner, Bizet geben
durch eindrucksvolle Dokumente Zeugnis ihrer
künstlerischen und menschlichen Eigenart. Auf-
schlußreich in dieser Hinsicht sind die Noten-
handschriften der heutigen Zeitgenossen: klar
und schön diejenigen von Schoed, Debussy, Ni-
chard Strauß; Franz, schwer entzifferbar schreibt

Puccini, auf rothartige Wirkung ausgehend Mas-
cardi, — sogar nach rechts, eigenwillig und
fremdartig Strakausky. Französisches Musikleben
und Wirken findet besondere Würdigung in einer
eigenen unvollständigen Ausstellung voll lebendiger
Zusammenfassung. So werden alte und neue Epo-
chen wohlgerufen zu eindrucksvoller Begegnung
mit großen Tonkünstlern. Damit ist die wür-
dige Stimmung geschaffen zum Genuße hervor-
ragender Werke.

Wohl keiner der Festbesucher verläumte die
Gelegenheit, einmal die reizende Motorbootfahrt
nach Trübschen zu unternehmen, wo Richard
Wagner seine glücklichen Schweizerjahre ver-
brachte. Ganz nahe dem einfach wohlhellen Land-
haus, als Wagner-Museum eingerichtet, gab Tosca-
nini sein erstes Festkonzert in der improvisier-
ten Freilicht-Konzertstätte unter mächtigen
Baumgruppen. Ueber die Darbietung des hier
souveränen Streich-Quartetts an vier Stimm-
den wird wohl Wagner selbst beglückt gewesen.

Nicht minder feierlich gestaltet sich Toscani-
nes zweites Konzert in der mächtigen Luzerner
Konzertstätte. Ein internationales, elegantes
Publikum, ein Sonder-Orchester von 80 der bes-
ten Musiker unseres Landes, und der greise,
zu jugendliche Dirigent, dem herauschend schön-
en Klangkörper sprühendes Feuer entlockend.
Die 8-Zur-Einspiele von Brahms gestaltete er
als wahrhafte Urmusik, erschütternd, aufwühl-
end bis ins Innerste, des Lebens Rhythmus selbst
heraufbeschwörend. Der Mann wich erst von den

Künstlern wie von der Zuhörerschaft, als die
Pauze Gelegenheit gab, in nächstlicher Sommer-
hülle, angelehnt der Festbeleuchtung, sich drau-
ßen vor der Halle zurückzuziehen in die irdi-
sche Welt. „Musik du mächtige, vor dir ent-
schwindet der schönsten Sprache ausdrucksvollste
Wort.“

Dieses durfte erleben, wer auf kurz oder lang
an den Luzerner Festwochen teilnahm. Jene
Kunstfreunde, welche ihnen fernbleiben mußten,
konnten doch am Radio vollendete Wiedergaben
hören; konnten die Meisterdirigenten Grubina,
Ansermet, Busch, Bruno Walter, Mengelberg und
Toscanini erkennen durch die unergiebige In-
terpretation großer Tonwerke. So haben die In-
tendanten dieser Festen mit allen Durchführenden
zu reiflichen Gelingen zusammengewirkt. Außer den
Konzerten gab es zahlreiche Sonderveranstal-
tungen, zu denen die eindrucksvollen Katho-
spiele vor der Feststätte gehörten. Es läßt sich
denken, wie sehr das internationale Publikum,
aber nicht minder das schweizerische, bei schön-
em Wetter auch noch die herrliche Gegend ge-
noß und schätzte.

Die Musikfestwochen sollen Tradition werden.
Bereits hat Toscanini weitere Konzerte zuge-
sagt. „Sein“ Sonderwerkstatt sollte ein stän-
diges schweizerisches philharmonisches Orchester
werden und wäre dann, wenn möglich, auch unter
der Stäblichkeit anderer Meisterdirigenten,
dazu beraten, unsern Musikleben ein neues Ge-
präge von höchstem Werte zu geben. S. St.

Bahnhofstrasse 46
Eing. Augustinerstrasse

BASEL
Bäumeingasse 10

rackvollen und praktischen

KOSTUME

inter - **Maßarbeit**

P. 5718 Q